

DENNIS VLAMINCK

# DAS SCHWARZE SAKRAMENT

EIN KRIMI AUS DEM MITTELALTER

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Mõnger

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: © frozenstarro/Privatarchiv

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Carlos Westerkamp

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-453-3

Ein Krimi aus dem Mittelalter

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

# ERSTES BUCH

DAS TOTE DORF

# THOMMES

*Einen halben Tagesritt von Köln, 1. Mai 1248, Walpurgistag*

Evgen fand ihren toten Bruder, als sie die Schafe zum Wasser führte. Sie sah ihn schon von der Anhöhe durch das Wäldchen und durchs Schilf. Er trieb auf dem Rücken im Weiher, die Arme ausgebreitet, die offenen Augen in den Himmel gerichtet. Thommes war nackt, so wie immer, wenn er in den Weiher gegangen war. Er war ertrunken. Sie spürte es, nein wusste es. Evgen blieb stehen, machte ein paar Schritte, zögerlich, stolpernd, taumelnd, blieb wieder stehen. Fast knickten ihr die Beine weg. Doch sie hielt sich. Als sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatte, lief sie los, durch den Hain, hinunter zum Weiher. Die Schafe folgten ihr, angetrieben von Garm, dem Hütehund mit dem kirschblütenweißen Fell.

Am Ufersaum verharnte Evgen, zwischen Binsengras und Rohrkolben. Das Wasser. Sie wagte nicht, einen Fuß hineinzusetzen. Sie konnte nicht schwimmen. Und – hier am Ufer endete das Reich der Menschen. Evgen sah hinaus auf den Weiher. Die sanften Wellen ließen das rote Licht der Abendsonne auf Thommes' Körper tanzen. Evgen war traurig und wütend zugleich. Sie hatte ihren kleinen Bruder immer wieder beschworen, nicht ins Wasser zu gehen, die Wassergeister nicht zu stören, ihren Zorn nicht zu wecken. Er hatte sie nur ausgelacht. Es ist doch schon so heiß in diesem Frühling, hatte er gerufen, wer wolle denn da nicht ins Wasser gehen? Und dann war er wieder zum Weiher gelaufen und kopfüber hineingesprungen, hatte dort Dinge gemacht, die er besser nicht gemacht hätte. Thommes war anders als

sie. Vielleicht hatten die Leute ja doch recht. Vielleicht war Thommes ja sogar ganz anders als alle.

Evgen spürte, wie ihre Beine nun doch nachgaben, ganz gleich, wie sehr sie sich bemühte, sich gerade zu halten. Sie fühlte, wie sie auf die Knie sank und sich ihre Finger ins Gras krallten. Der Tod hatte Thommes viel zu früh ereilt. Er war doch erst sieben Sommer alt, nur drei Jahre jünger als sie. Ihre Brust bebte, ihr Atem ging schnell. Evgen zwang sich, langsam Luft zu holen.

Sie hörte, wie die Schafe rechts und links von ihr zu trinken begannen. Sie tranken vom Wasser, in dem Thommes sein Leben gelassen hatte. Sie tranken sein Leben. Nein, sie durfte ihn dort nicht lassen. Nicht im Reich der Geister. Sie stand auf, hob ihr Kleid und setzte einen Fuß nach dem anderen in den Weiher. Sie spürte, wie sich ihr Kleid mit Wasser vollsog, erst nur am Saum, dann bis zu den Knien, dann hinauf bis zur Hüfte, bis zum Nabel.

»Heiliger Irmundus, bitte mach, dass er nicht zu weit draußen schwimmt. Bitte mach, dass ich dort noch stehen kann. Bitte beschütze mich vor den Geistern.«

Mit jedem Schritt in den kleinen See kam sie schwerer voran. Als würde der Weiher sie aufhalten wollen. Mit jedem Schritt wuchs die Angst vor dem Wasser, das sie nicht tragen würde. Wuchs die Angst, hinabgezogen zu werden. Die Angst vor dem, was in dem Weiher war und ihrem Bruder das Leben genommen hatte. Sie hörte hinter sich ein Knurren. Das musste Garm sein.

Wasserpflanzen strichen wie Finger um Evgens Beine, griffen nach ihr, fassten sanft ihre Schenkel und Knie. Ihre Füße fanden nur schwer Halt auf dem schlammigen Boden. Evgen stolperte über einen Stein und kippte fast vornüber, doch sie ruderte mit den Armen und fing sich. Von dem Ruck

wallte ihr Kleid im Wasser auf. Evgen erschrak. Es fühlte sich an, als erwachte ihr Gewand zu Leben. Als wollte es seine Trägerin umgreifen, hinabzerren auf den Grund. Evgen streckte die Hände aus und drückte den nassträgen Stoff wieder nach unten. Sie spürte, wie sich die Angst in ihrer Brust ausbreitete, wie sie gegen ihre Kehle drückte. Evgen atmete gegen ihr wild pochendes Herz an. Sie richtete den Blick nach vorn, auf ihren Bruder. Es war nur noch ein kurzes Stück bis zu Thommes' Leichnam. Hinter ihr begannen die Schafe zu blöken. Garm knurrte wieder, dunkel, aus tiefer Brust. Dann bellte er. Bestimmt hatte er Angst um sie.

Schritt für Schritt wagte sie sich vor. Das Wasser reichte ihr nun bis zur Brust. Als sie die Hand nach dem Arm ihres Bruders ausstreckte, bemerkte sie, wie sie zitterte. Evgen hatte gehofft, Thommes sähe friedlich aus. Wenigstens nicht bekümmert, nicht trostlos im Angesicht des Todes. Doch Thommes war elend ertrunken. Seine Züge waren verzerrt, seine Hände in Krämpfen versteift. Evgen fasste ihn vorsichtig und zog ihn zu sich. Mit einer Hand hielt sie ihn, mit der anderen schloss sie seine Augen. Sie hörte Garm bellen, sah ihren Hund aber nicht. Er musste hinter den Schafen stehen, die sich ängstlich zusammendrängten.

»Ach, Thommes, warum nur, warum?«

Evgen schob ihren Bruder vor sich her, zurück zum Ufer. Er schwamm auf dem Weiher wie ein großes, totes Stück Holz. Immer wieder sah Evgen zurück, ob ihr auch nichts und niemand folgte. Je näher sie dem Ufer kam, je seichter das Wasser wurde, desto schneller ging Evgen.

Kurz bevor sie den Ufersaum erreichte, entdeckte Evgen die beiden anderen Kinder. Sie lagen bäuchlings im Schilf, dort, wo das Wasser nur noch knöchelhoch war. Das mussten Laurenz und Klärchen sein, Thommes' Freunde. Sie waren

so nackt wie Thommes. Sie waren so tot wie Thommes. Lieber Gott im Himmel, hilf!, dachte Evgen. Die Wassergeister mussten sehr zornig sein. Tränen stiegen ihr in die Augen und trübten ihren Blick.

War da ein Geräusch? Sie fuhr herum und schaute wieder auf den Weiher hinaus. Ihr Herz schlug so stark, als wollte es ihr aus dem Hals springen. Nein, da war nichts. Evgen hob Thommes halb ans Ufer, stieg aus dem Wasser und zog ihn ganz heraus. Dann schaffte sie auch die Leichen von Klärchen und Laurenz an Land. Garm bellte noch immer. Er bellte und bellte, als wollte er sein Innerstes nach außen kehren. Die Schafe drängten sich um Evgen und die drei Toten.

Thommes' Kleider und die seiner Freunde lagen gleich neben den Leichen auf dem Stamm einer umgestürzten Weide, dort, wo er sie immer ablegte. Evgen nahm sie und bedeckte die Kinder. Außer seinen Kleidern fand sie nichts, auch Thommes' Messer nicht. Nichts, was sie den Wassergeistern geben konnte, um sie zu besänftigen. Evgen griff in ihren Lederbeutel und zog ihre Knochenpfeife hervor. Es war das Kostbarste, das sie besaß. Sie nahm ein Stück Holz, setzte es aufs Wasser und legte die Pfeife darauf. Dann schob sie ihre Opfergabe sacht hinaus auf den Weiher und flehte die Wassergeister um Vergebung für die Taten ihres Bruders und seiner Freunde an.

Evgen wischte sich Tränen von den Wangen und wandte sich um. Ihr nasses Kleid hing schwer an ihr. Garm hatte sich immer noch nicht beruhigt. Nun erst entdeckte sie ihn. Er hatte die Schafe, die unruhig hin und her trippelten, hinter sich geschart und sah hinauf zur Anhöhe, mit gebleckten Zähnen, die Nackenhaare waren aufgestellt. Evgen folgte seinem Blick. Dort oben, dort, wo sie eben noch gestanden hatte, saß ein Wolf. Er hatte ein dunkles, fast schwarzes Fell.

Er saß einfach nur da und sah auf sie herab, auf Garm, die Schafe, auf Evgen, den toten Thommes und die anderen Kinder. Er rührte sich selbst dann nicht, als Garm ein paar Schritte auf ihn zustürmte und keifte, dass der Geifer von den Lefzen troff. Seine Ohren waren aufgerichtet, seine Augen verfolgten, was am Weiher geschah.

Evgen ließ sich auf die Knie fallen. Ihre Großmutter hatte so oft erzählt, dass die Seelen der Toten die Gestalt von Tieren annehmen konnten, dass sie als Sturmvogel durch die Lüfte zogen oder als Hunde zurückkehrten. Oder als Wölfe.

»Thommes?«

Der Wolf bewegte leicht den Kopf und sah sie an. Ein Ohr zuckte kurz. Ein Wink? Oder wollte der Wolf nur eine lästige Fliege loswerden?

»Thommes? Bist du das?«

Garm gab Ruhe und legte sich hin. Auch die Schafe verharren und sahen zur Anhöhe hinauf. Der Wolf hielt Evgens Blick stand. Seine Augen strahlten Ruhe aus, sie wirkten wissend, allsehend. Des Wolfs Blick traf Evgens Innerstes. Konnten das Thommes' Augen sein?

»Ysengrim, treib kein Spiel mit mir. Hier liegt mein toter Bruder, und mein Herz weint. Bist du nur ein Wolf, dann geh. Meine Schafe fürchten sich, und ich muss mich um meinen Bruder und seine Freunde kümmern. Bist du aber mein Thommes, so gib mir ein Zeichen. Ich bitte dich.«

Der Wolf regte sich nicht. Die tief stehende Sonne verlieh seinem dunklen Fell einen seltsam roten Glanz. Obwohl er ganz still saß, sah es wegen des Schimmers doch so aus, als bewegte er sich.

»Thommes?«

Einen Augenblick lang kam es Evgen vor, als bliebe die Zeit stehen. Sie hörte keinen Vogel, spürte keinen Windhauch und

fühlte die Nässe des Wassers nicht mehr auf ihrer Haut. Garm und die Schafe rührten sich nicht, und über allem thronte der Wolf. Er hatte sie alle mit seinem Blick versteinert.

Evgen wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sich der Wolf erhob. Er wandte sich um und trabte leichten Fußes durch das Wäldchen davon. Kurz bevor er hinter der Anhöhe verschwand, drehte er sich noch einmal um. Seine Augen fanden wieder Evgens.

»Thommes?«

Dann verschwand der Wolf.

»Thommes ...«

Kaum war der Wolf nicht mehr zu sehen, kehrte die Unruhe in die Herde zurück. Evgen kümmerte sich nicht um die Schafe. Das würde Garm schon tun. Auch auf Thommes, Laurenz und Klärchen würde der Hund ein Auge haben. Triefnass, wie sie war, lief Evgen hinab ins Dorf. Sie spürte keine Furcht vor dem Wolf.

## DER AUFTRAG

Woran ich mich erinnere? Nun, wenn ich an jene unheilvollen Frühjahrstage zurückdenke, kommt mir zunächst die raue Hand in den Sinn, diese grobe, harte Hand. Jedenfalls ist sie in meiner Erinnerung rau. Sie riss mich hoch, mein Kopf wurde in den Nacken geworfen, und der Schmerz war so heftig, dass ich unvermittelt aufwachte. Ich spürte das wilde Pumpen meines Herzens und blinzelte in das grelle Licht einer Fackel. Mein Hals war im Schlaf ganz ausgetrocknet, und beim Versuch zu schlucken musste ich heftig husten.

»Was ...?«, stammelte ich.

Die Hand ließ mich los. »Herr, wacht endlich auf, wir müssen gehen.«

»Was ... wohin? Was ist geschehen?«

Im flackernden Fackellicht sah ich das Gesicht eines Mannes, kantig, mit Lederhaut. Es kam mir bekannt vor. Aber woher?

»Seid Ihr Konstantin, den man den Kneifer nennt?«

»Ja ... Wer seid Ihr?«

»Ihr müsst mir folgen. Auf der Stelle.«

Mit der Linken rieb ich mir den Schlaf aus den Augen, meine Rechte tastete nach meinem Schwert, das ich stets neben mein Lager legte.

»Gebt Euch keine Mühe. Ich habe Eure Waffe an mich genommen. Zu meiner Sicherheit. Und zu Eurer.«

Ich setzte mich auf und sah mich um. Ich war daheim. Mein Schwert lag hinter dem Eindringling. Es musste tiefste Nacht sein. Durch das offene Fenster drang kein Lichtstrahl und auch kein Geräusch von der Straße. Köln schlief. Ich nicht mehr.

»Wie seid Ihr hier hereingelangt? Und was wollt Ihr? Warum nehmt Ihr mein Schwert?«

Der Mann hob die Waffe auf und drückte sie mir in die Hand. »Ich hab es nur kurz beiseitegelegt, damit Ihr nicht auf dumme Gedanken kommt, schlaftrunken, wie Ihr seid. Und nun los. Der Erzbischof will Euch sehen. Jetzt.«

»Um diese Zeit?«

»Um diese Zeit. Wenn es Euch nicht passt, dann sagt es ihm selbst. Kommt schon. Kommt, kommt, kommt.«

Der Erzbischof. Endlich ordneten sich meine wirren Gedanken ein wenig. Irgendetwas musste geschehen sein. Erzbischof Konrad von Hochstaden war streng genommen mein Dienstherr. Ihm oblag die Blutgerichtsbarkeit in der Stadt, doch weil der Erzbischof als Geistlicher keine Strafen an Hals und Hand verhängen durfte, war diese Aufgabe schon vor langer Zeit dem Burggrafen übergeben worden. Was aber war so wichtig, dass nicht der Burggraf, sondern Konrad selbst nach einem Büttel schicken ließ, noch dazu mitten in der Nacht?

Ich erhob mich von meinem Strohsack und brauchte einen Augenblick, bis ich fest auf beiden Füßen stand. Nun erkannte ich auch meinen ungebetenen Besucher. Er gehörte zur Wachmannschaft des erzbischöflichen Palastes.

»Packt ein, was Ihr an Habseligkeiten in den nächsten Wochen benötigt.«

»Was?«

»Ihr werdet so schnell nicht in Euer Haus zurückkehren. Also packt. Das ist mein wohlgemeinter Rat.«

Ich stellte keine Fragen mehr. Je wacher ich wurde, desto klarer wurde mir, wie ernst die Lage sein musste. Ich nahm meine Satteltasche und packte ein, was ich für eine Reise brauchte. Auch zu meiner Amtstracht griff ich, dem rot-schwarzen Surkot.

»Lasst den Fetzen hier. Ihr werdet ihn dort, wo Ihr hingehet, sicher nicht nötig haben.«

Ein ungutes Gefühl, eine schlimme Vorahnung machte sich breit in mir, genährt nicht nur von dem, was der Bote des Erzbischofs sagte, sondern auch davon, wie er es sagte. Dann warf ich mir die Satteltasche über die Schulter und trat mit dem Mann vor die Tür.

Von meinem Haus in der Stolkasse bis zum Palast des Erzbischofs war es nur ein Katzensprung. Es war immer noch warm, die Nachtluft jedoch schon frisch genug, um meinen Kopf freizufegen. Stille und Dunkelheit beherrschten die Gassen der Stadt, aber nicht völlige Dunkelheit. Der Mond war fast voll und spendete genug Licht, um zügig voranzukommen. Der Bote eilte mit der Fackel voran, ich folgte ihm auf dem Fuß. Der Tag, der in wenigen Stunden anbrechen würde, war der Feiertag des heiligen Apostels Matthias, der 14. Mai im Jahr des Herrn 1248.

Als wir auf den Domhof kamen, stieg mir Brandgeruch in die Nase. Auch wenn das Unglück nun schon zwei Wochen zurücklag, schwebte der Atem des großen Feuers noch in der Luft. Der Versuch, einen Teil des alten Doms niederzulegen, um Platz für den neuen zu schaffen, hatte in einem Inferno geendet. Die Flammen hatten nicht nur, wie es eigentlich geplant war, die Stützbalken in den eigens gegrabenen Stollen unter dem Marienchor gefressen, sondern waren übersprungen auf die gesamte Kirche, hatten sich an ihr gelabt, bis das bleierne Dach geschmolzen und in einem glühenden Regen auf den Marmorboden herabgerauscht war. Von der jahrhundertalten Kathedrale waren nur Ruinen geblieben. Ruinen, auf denen bald eine neue Herrlichkeit zu Ehren Gottes zu sehen sein würde.

Andere hätten in dem alles verzehrenden Feuer einen

Fingerzeig Gottes gesehen, eine Mahnung, dass die hochfliegenden Pläne der Kölner, eine Kathedrale im neuen Stil zu bauen, dem Herrn missfielen. Doch Erzbischof Konrad hatte die Schmach der Kölner umgedeutet. Die Zerstörung der alten Kirche zeige doch nur, dass es dem Herrn nicht schnell genug gehe, hatte Konrad der Stadt verkündet. Nur flott fort mit dem alten Tand, nur schnell her mit der neuen Pracht! Und die Kölner waren dieser Deutung gern gefolgt. Warum sich selbst geißeln, wenn man sich doch auch zu Gottes Günstlingen zählen durfte?

Gottes Günstling. Das war ich sicher nicht. Als ich durch die Ruinen der Kirche schritt, durch schwarze Asche und über zerplatzte Steine, fühlte ich mich, als stiege ich auf direktem Weg in die Hölle hinab. Mauerreste griffen rechts und links von mir in die Nacht, als wären sie beinerne Finger. Im flackernden Licht der Fackel schienen sich die Ruinen zu bewegen. Als winkten mir knochige Hände hinterher.

Hatte ich mir etwas zuschulden kommen lassen? Nein, da war nichts, woraus man mir einen Strick drehen konnte. Versuchte jemand, mir etwas anzuhängen? Hatte jemand ein falsches Zeugnis abgelegt, um eine lästige Spürnase loszuwerden? Ich war Diener der Gewalttrichter. Ich hatte schon viele Langfinger, Schlitzohren und Beutelschneider den Richtern übergeben, sie alle wünschten mir sicher das Antoniusfeuer oder eine andere Seuche an den Hals. Aber was galt schon deren Wort gegen meins?

»Könnt Ihr mir sagen, worum es sich handelt?«, fragte ich.

Der Bote, der schnellen Schrittes vorneweg ging, blickte über die Schulter. »Was der Erzbischof Euch mitzuteilen hat, wird er schon selbst sagen. Meine Aufgabe ist es nicht. Eilt Euch. Dann erfahrt Ihr es früher.«

Wir überquerten den Domhof und kamen an den erzbi-



schöflichen Palast. Nun, da der Dom nur noch ein Haufen aus gebrochenen Steinen, geborstenen Balken und geschmolzenem Blei war, erschien Konrads Haus noch mächtiger. Der Palast war trutzig wie eine Burg, drei Stockwerke hoch und an die hundert Schritte breit. Die vielen kleinen Bogenfenster kamen mir wie argwöhnische schwarze Augen vor, die jeden Besucher vor seinem Eintritt prüften.

Der Bote klopfte dreimal kurz und zweimal mit langem Abstand an die Hauptpforte, die sofort aufschwang. Die Wachen erwarteten uns offenbar bereits. Ein kurzes Nicken des Wachmanns, der hinter der Tür wartete, dann traten wir hinein. Der Bote löschte seine Fackel in einem Wasserbottich und ließ sich vom Wachmann ein Öllicht geben. Ich folgte dem Mann und dem schwachen Licht. Wir passierten zwei kleinere Räume und kamen an eine doppelflügelige Tür, die so hoch war, dass ein Mann bequem auf einem Pferd hätte hindurchreiten können. Ich wusste zwar nicht, was sich dahinter verbarg, aber ich ahnte es. Hinter der Tür musste die große Halle des Palasts liegen, die sich über zwei Stockwerke erstreckte und der Residenz des Erzbischofs den Namen gab. Die Kölner nannten sie wegen dieses riesigen Raumes nur den »Saal«. Würde Konrad mich etwa hier empfangen, im Herzen seiner Macht?

Der Bote schien meine Gedanken zu erraten. »Keine Sorge, Konstantin, so wichtig seid Ihr nicht. Es ist der kürzeste Weg, daher.«

Der Saal war leer und dunkel. Die kleine Öllampe des Boten warf gerade genug Licht, dass ich die riesigen Teppiche erkennen konnte, die an den Wänden hingen, und am gegenüberliegenden Kopf der Halle den steinernen Thron, der Konrad bei Prozessen, Empfängen und Festen über die Anwesenden erhob. Die hohe Decke konnte ich nur erahnen.

Alles in diesem Saal diente dazu, den Besucher klein wirken zu lassen. Ihn vor dem Hausherrn zu erniedrigen.

Unsere Schritte hallten in der Stille seltsam laut wider. Wir liefen am Thron vorbei und verließen den Saal durch eine dahinterliegende Tür. Von nun an ging es aufwärts, zunächst über eine breite Treppe, ab dem nächsten Stockwerk dann nur noch über schmale Stufen. Als ich glaubte, unter dem Dach angekommen zu sein, stieß der Bote eine weitere Tür auf. Eine enge Wendeltreppe führte uns noch weiter hinauf. Wir mussten in dem kleinen Turm sein, der an der Ostseite der Residenz, zum Rhein hin, auf dem Satteldach saß und aus gutem Grund als Warte gebaut war. Noch heute erzählten sich die Kölner gern, wie ihre Vorfahren vor zweihundert Jahren dem damaligen Erzbischof ans Leder wollten. Ich hatte die Geschichte mehr als einmal gehört. Der ungeliebte Erzbischof Anno hatte vor den Aufständischen fliehen müssen wie ein Straßenkötter vor den Hundeschlägern. Rainald von Dassel, einer seiner Nachfolger, lernte aus Annos Schaden, ließ vor knapp hundert Jahren eine neue Residenz bauen und sie wehrhafter ausstatten. Ein Turm, von dem aus man die ganze Stadt im Blick behalten konnte, war Pflicht. Den Kölnern war wohl nicht zu trauen, zumindest nicht, wenn man ihr Erzbischof war.

Ich nahm die letzten Stufen und spürte den Wind, der unter das offene Dach blies. Der Bote trat zur Seite und gab den Blick frei auf einen Mann, der mit dem Rücken zu uns an der Brüstung stand. Hier oben, hoch über Köln, war es empfindlich kühl. Von der Wärme des Tages war nichts mehr zu spüren.

»Eure Eminenz«, sagte der Bote.

»Ich danke dir, Harper«, sagte Konrad von Hochstaden, ohne sich umzudrehen. »Und ich grüße dich, Büttel Konstantin.«

»Eure Eminenz«, erwiderte ich.

Ich hätte mich hinknien wollen, um dem Erzbischof den Ring zu küssen, doch Konrad zeigte sein Gesicht nicht. Ich hielt es aber für angebracht, mich leicht zu verbeugen, auch wenn Konrad es nicht sah.

»Tritt ein Stück näher und schau dir die Stadt an. Solch einen Ausblick bekommst du so schnell nicht mehr.«

Ich tat wie mir geheißen. Ich stellte meine Ledertasche ab, trat neben Konrad und legte die Hände auf die Brüstung. Wir standen höher über Köln, als ich gedacht hätte, und weil es den Dom bis auf ein paar nackte und schwarz verrußte Mauern nicht mehr gab, war die Sicht auf die Stadt rundherum frei. Ich versuchte, für einen Augenblick die absonderliche Begegnung mit dem Erzbischof zu vergessen und mich ganz dem Zauber des Ausblicks hinzugeben. Es brannten nur wenige Lichter in der Stadt. Aber der Vollmond half. Er zog der schlafenden Riesin Köln mit seinem Licht ein Kleid in Grau und Blau an. Und der Rhein lag eng an wie ein Saum aus Silber.

Was für eine Stadt! Köln war riesig, atemberaubend riesig, ein Meer von Dächern aus Stroh und Schindeln, aus denen hier, da und dort die Glockentürme von prächtigen, mächtigen Gotteshäusern emporragten. Die Hütten der Handwerker und die Häuser der hohen Herren drängten sich an Kirchen und Klöster wie kleine Kinder an ihre Eltern, und die gewaltige Stadtmauer schien Mühe zu haben, all die Bauwerke, all die Märkte, Obst-, Wein- und Baumgärten zu umfassen.

Die Mauer! Im Halbkreis schloss sie Köln gegen den Rhein, zweiundfünfzig Wehrtürme hockten auf ihr, zwölf mächtige Torburgen bewachten die Wege in die Stadt. Jenseits der Mauer lagen nur armselige Dörfer, kleine Weiler in weitläufigen Wäldern. Die nächste Stadt landeinwärts war fast eine Tagesreise entfernt. Und Jülich war streng genommen

keine Stadt, jedenfalls nicht aus Kölner Sicht, denn Jülich hatte sich selbst zur Stadt erhoben.

Weil der Palast des Erzbischofs hoch auf dem Domhügel stand, konnte ich mühelos über die Stadtmauer hinweg den Rhein sehen. Die Stadt schmiegte sich an den Fluss, der ihr den Wohlstand schenkte. Im silbernen Widerschein des Mondlichts auf dem Wasser schaukelten sanft die Masten der Handelsschiffe im Hafen.

»Ich bin gern hier oben«, sagte Konrad. »Wenn ich mir schon die Nacht um die Ohren schlagen muss, will ich es wenigstens mit dem Gefühl tun, über den Dingen zu stehen. Ein anderer Blickwinkel öffnet das Auge für anderes.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. Es war zugig in dem offenen Turm. Konrad hatte es besser, er trug einen Mantel.

»Wie ich sehe, hast du bereits deine Tasche gepackt«, fuhr der Erzbischof fort. »Das ist gut. Du wirst den Rest der Nacht hier im Palast verbringen. Morgen früh, gleich bei Sonnenaufgang, wirst du aufbrechen.«

In mir wuchs die Unruhe. Es war an der Zeit, zu erfahren, worum es ging.

»Eminenz, ich hoffe, Ihr seht es mir nach, wenn ich Euch freiheraus frage. Ich bin in Sorge. Ihr habt mich noch nie zu Euch bestellt, und jetzt macht Ihr das mitten in der Nacht. Darf ich wissen, warum Ihr mich habt holen lassen?«

Konrad wandte sich mir zu. »Ich brauche einen Büttel, der das Recht Gottes und des Erzbischofs durchsetzt. Aber nicht in Köln. Es handelt sich um einen Fall weit weg von hier, einen halben Tagesritt. Ich glaube, du bist dafür genau der richtige Mann.«

»Ich?«

»Ja, du, Konstantin.«

»Ich danke Euch für das Vertrauen, Eminenz.«

»Ich halte dich für geeignet, weil es um ein Verbrechen geht, das sich nah deiner Heimat ereignet hat.«

»An der Erft?«

Konrad von Hochstaden wiegte den Kopf hin und her.  
»Ein paar Meilen vom Fluss und von deinem Dorf entfernt. Aber du kennst Land und Leute. Daher ist keiner besser geeignet als du.«

»Darf ich fragen, was geschehen ist?«

»Das wird dir Harper unterwegs erklären.« Konrad deutete mit einer Kopfbewegung auf den Boten, der sich im Hintergrund gehalten hatte. »Er wird dich auf der Reise begleiten und ist grob über das unterrichtet, was vorgefallen ist. Ich vertraue ihm, er weiß, worauf es mir ankommt. Daher musst du auf seinen Rat hören. Es wird kein leichtes Unterfangen. Dessen musst du dir im Klaren sein.«

Nun dämmerte mir, wie gefährlich die Reise war, auf die der Erzbischof mich schickte. Was hatte der Bote gesagt? Dort, wo ich hingehen würde, brauchte ich meine Kölner Amtstracht nicht.

»Diesseits oder jenseits der Erft?«

»Was meinst du?«

»Wo ist das Verbrechen geschehen? Diesseits oder jenseits des Flusses?«

Im Mondlicht erkannte ich ein Lächeln in Konrads Gesicht. »Wie ich sehe, verstehst du sehr wohl, wie verzwickt die Sache ist. Du bist wirklich der richtige Mann. Jenseits des Flusses. Auf Jülicher Gebiet.«

Ich hätte am liebsten laut aufgestöhnt. Die Erft war die Grenze zwischen Kölner und Jülicher Land, und der Erzbischof von Köln und der Graf von Jülich hassten sich. Nicht nur, weil der Graf selbst sein Jülich zur Stadt ernannt hatte.

Graf Wilhelm IV. versuchte seit Jahren, die Grenzen seiner Macht weiter Richtung Köln zu verschieben, und beherrschte inzwischen zwei der vier Erftübergänge zwischen den beiden Territorien. Lange schon lag Krieg zwischen den beiden Herrschern in der Luft – ein Krieg, wie er schon vor zehn Jahren zwischen ihnen getobt hatte.

Ich ertappte mich dabei, wie ich ein wenig zu laut die Backen aufblies. »Aber sagt mir eines, Eminenz: Wie soll ich Kölner Recht auf Jülicher Land durchsetzen? Ich werde dort keinerlei Befugnisse haben. Was, wenn mich die Leute des Grafen auf seinem Land erwischen?«

Konrad nickte. »Das Verbrechen ist in einer Kirche geschehen. In meiner Kirche. Sie gehört zu den wenigen im ganzen Land, die unmittelbar mir unterstehen. Und das tut sie, weil sie sehr alt ist, sie zählt zu den ältesten Kirchen weit und breit. Ich kann es nicht zulassen, dass Menschen in meinem Haus zu Schaden kommen. Und daher wirst du dieses Verbrechen mit aller Härte verfolgen. Ohne Rücksicht auf Jülicher Belange.«

Ich spürte, wie meine Knie weich wurden. Ich klammerte mich an der Brüstung fest. Der Erzbischof wollte mit Graf Wilhelm Schachzabel spielen, und ich, Konstantin, sollte ein kleines Spielfigürchen sein. Notfalls würde ich geopfert werden.

»Gebt Ihr mir ein paar bewaffnete Leute mit?«

Konrad schüttelte den Kopf. »Einzig Harper wird dich begleiten. Er muss als deine Leibwache genügen.«

Im Augenwinkel sah ich, wie Harper sich leicht verbeugte.

»Und noch etwas, Konstantin. Du brauchst dich nicht zu sehr zu sorgen. Du erhältst Unterstützung von Jülicher Seite. Dein Vater ist immer noch Burggraf zu Kaster. Er ist es, der deine Hilfe anfordert. Ein Mann Jülichs.«

»Mein Vater?«

Konrad nickte. »Er hat in seiner Botschaft dringend darum gebeten, ich möge dich schicken, niemanden sonst. Und es geht ihm nicht nur darum, Hilfe in diesen Mordfällen zu erhalten. Er will dich sehen, so schnell es geht.«

»Was ist geschehen?«

»Dein Vater, Konstantin, ist krank. Sehr krank. Ihm bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Mir war, als drückte eine eiserne Hand meine Kehle zu.

Das bisschen Schlaf, das ich in dieser Nacht noch fand, war getränkt in düstere Träume. Mal sah ich mich wieder als kleinen Jungen an der Hand meines Vaters, aufblickend, bewundernd. Dann sah ich dieselbe Hand zu einer Ohrfeige ausholen, streng und strafend, wie ich sie so oft als Kind gesehen und schmerzhaft gespürt hatte. Mal war ich in dem Traum selbst der alte Mann und trug meinen Vater, ein Kind mit einem Bart, auf meinem Arm. Auch ich holte aus zu einer Ohrfeige, ich spürte Wut in mir aufwallen, Wut auf meinen Vater, den ich auf dem Arm hielt und der doch nicht zu halten war. Der sich mir entzog, mir entglitt.

»Bleibt hier!«, schrie ich ihm zu. »Jetzt bleibt, verdammt noch mal! Nun hört doch, was ich sage, Vater!«

Doch das Bündel Mensch auf meinem Arm fiel in sich zusammen, schrumpfte und verschwand. Nur ein leeres Tuch blieb in meiner Hand zurück.

Ich schreckte auf. Ich hörte Männer in der Dunkelheit schnarchen. Die Erinnerung an die vergangenen Stunden kehrte schnell zurück. Ich lag auf einem kratzigen Strohsack in den Schlafräumen der Wachmannschaft, irgendwo in Konrads Palast. Nicht gerade der beste Platz, um vor der Abreise noch ein wenig Ruhe und eine Mütze voll Schlaf zu finden.

Mein Vater. Wie mochte es um ihn stehen? Nicht gut, wenn

er krank war und nach seinem Sohn rufen ließ. Er wollte sicher letzte Dinge regeln. Aber auch noch nicht zu schlecht. Was hatte der Erzbischof gesagt? Vater brauchte Hilfe bei der Klärung der Mordfälle. Dann war er also noch auf den Beinen. Er war noch im Dienst.

Mein Vater. Joriß, Burggraf zu Kaster. Und mein Strohalm in diesem waghalsigen Unterfangen. Die Verbrechen waren ganz offenbar im Einflussbereich meines Vaters geschehen. Dann würde ich auf Jülicher Gebiet ermitteln und seinen Schutz genießen können. Der Graf von Jülich würde mir keine Vorhaltungen machen können. Einer seiner eigenen Leute hatte einen Kölner Büttel angefordert.

Ich tastete mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach dem überlangen Nagel meines Daumens, dem ich meinen Spitznamen verdankte. Den weit hervorstehenden Fingernagel, den ich Übeltätern ins Ohr zu pressen pflegte, um meinen Fragen den nötigen Nachdruck zu verleihen, hatte ich mir bei meinem Vater abgeschaut. Der Daumnagel hatte sich schon bei meinem alten Herrn als wirksame Waffe erwiesen, weit wirksamer als ein Schwert. Jeder Strauchdieb fürchtete nichts so sehr wie ein Schlitzohr, das ihn für jedermann auf den ersten Blick als Halunken kenntlich machte. Mein Vater war ein kluger Mann.

Ich wälzte mich auf die andere Seite und zog mir die raue Decke über den Kopf, damit das Schnarchen der Wachleute nicht mehr so laut an meine Ohren drang. Es half nur wenig. Es dauerte lange, bis meine Müdigkeit den Kampf gegen die Geräusche gewann. Doch just, als ich in das Reich des Schlafes hinüberdämmerte, zog mir jemand mit einem Ruck die Decke vom Kopf.

»Zeit zum Aufstehen, Konstantin«, sagte Harper. »Wir brechen auf.«